

ARIYA

Die, die keine Angst kannte



Alan Lezan

Novelle

Vorwort

Das im Jahr 1935 erlassene Tunceli-Gesetz war weit mehr als eine bloße Umbenennung einer Provinz. Der Staat betrachtete Dersim nicht als eine gewöhnliche Landschaft, sondern als ein „zu befriedendes Problem“.

Die Menschen, die dort lebten – kurdisch in Sprache und Herkunft, verwurzelt in der Raa-Heq-Lehre – galten der zentralen Macht seit langem als widerspenstig, als eigenständig, als schwer zu kontrollieren. Ihre wiederkehrenden Aufstände gegen Druck und staatliche Gewalt wurden nicht als Ausdruck eines lebendigen Selbstverständnisses gesehen, sondern als Störung, die beseitigt werden müsse.

2

So wurde „Dersim“ aus den amtlichen Registern gestrichen und durch „Tunceli“ ersetzt: ein hartes, metallisches Wort, das bewusst gewählt schien, um die Weichheit der alten Silben zu übertönen.

Das Gesetz stellte die Region unter außergewöhnliche Verwaltung; der Gouverneur erhielt militärische Vollmachten, und die Umsiedlung ganzer Familien, Dörfer und Stämme wurde rechtlich ermöglicht.

Doch am sichtbarsten war der Angriff auf den Namen selbst. Denn ein Name ist nicht nur ein Wort – er ist Erinnerung, Herkunft, Klang, Orientierung. Ihn zu löschen bedeutet, eine Welt aus ihrem eigenen Zentrum zu rücken.

Nach der Umbenennung begann eine umfassende Neuordnung der gesamten Landschaft.

Dörfer, Berge, Flüsse, Täler – alles erhielt neue Bezeichnungen. Sogar die Namen der Kinder wurden in den Registern verändert, als ließe sich die Identität eines Menschen mit einem Federstrich neu definieren.

Es war der Versuch, eine jahrhundertealte Kultur durch Sprache zu disziplinieren, durch Verwaltung zu zähmen, durch neue Wörter zum Schweigen zu bringen.

Doch die Berge nahmen die neuen Namen nicht an. Die Flüsse führten ihre alten Bezeichnungen weiter, verborgen im Murmeln ihres Wassers. Die Menschen sprachen im Alltag weiterhin „Dersim“, selbst wenn sie auf amtlichen Formularen „Tunceli“ schreiben mussten.

So entstand ein Ort mit zwei Schichten: der Name des Staates – und der Name, den die Landschaft selbst bewahrte.

3

Zwischen diesen beiden Namen, zwischen dem offiziellen Wort und dem erinnerten, öffnete sich ein Riss. Ein stiller, aber tiefer Riss, der sich über Jahrzehnte durch die Leben der Menschen zog.

Dieses Vorwort erzählt, wo dieser Riss begann.

Die Sonne lässt sich nicht mit Schlamm bedecken...

Es gibt Wahrheiten, deren Licht sich nicht ersticken lässt. Man kann sie überdecken, verschütten, verbergen – doch irgendwann bricht ein Strahl durch die Risse. Die Geschichte von Dersim ist genauso eine Wahrheit:

Man wollte sie im Dunkel eines Jahrhunderts begraben, doch sie kehrte immer wieder zurück – wie eine Sonne, die aus ihrer eigenen Asche steigt.

In den frühen Jahren der Republik, als der Gedanke eines auf „Rasse“ gegründeten Nationalstaats in Stein gemeißelt wurde, schrieb man die härtesten Sätze der neuen Ordnung. Der sogenannte Şark Islahat Planı, der „Ost-Reformplan“, war ein staatliches Programm, das die kurdischen Gebiete unterwerfen und kulturell auslöschen sollte.

4

Der damalige Ministerpräsident İsmet İnönü fasste die Ideologie so zusammen:

„Unsere Aufgabe ist es, alle im türkischen Vaterland lebenden Menschen unbedingt zu Türken zu machen... Elemente, die sich dem Türkentum widersetzen, werden wir abschneiden und entfernen.“

Diese Worte waren nicht nur ein politisches Programm. Sie waren der Schatten, der den kommenden Katastrophen vorausging.

Am **4. Mai 1937** fiel der erste Funke auf Dersim. Die Stille der Berge wurde vom Dröhnen der Flugzeuge zerrissen. In den Tälern hallten die Schreie der Kinder wider. Zehntausende Kurd*innen wurden getötet; Zehntausende entwurzelt, aus ihrer Geschichte, ihrer Sprache, ihrer Kultur, ihrem Glauben gerissen und zwangsweise in türkisch-muslimische Regionen umgesiedelt.

Um die staatliche Kontrolle zu festigen, verabschiedete das Parlament 1927 das Gesetz Nr. 1164.

Die neu geschaffenen „Umumi Müfettişlikler“ (Generaldirektorate der Inspektion) erhielten weitreichende administrative, militärische und juristische Befugnisse.

1935 wurde schließlich ein Name ausgelöscht:

Dersim wurde zu **Tunceli** gemacht.

Mit dem Namen sollte auch die Erinnerung verschwinden.

5

Doch manche Namen lassen sich nicht auslöschen.

Sie werden zu Stein im Gedächtnis eines Volkes.

Seyîd Rîzâ ist einer dieser Namen.

Er war nicht nur ein Stammesführer.

Er war ein Raa-Heq-Geistlicher,

ein Hüter der alten Ordnung,

und die Stimme der letzten großen Dersim-Erhebung.

Um 1863 geboren, führte er die Seyidan, eines der bedeutenden Stämme Dersims, und wurde zu einer der prägendsten Figuren zwischen dem Ende des Osmanischen Reiches und den ersten Jahrzehnten der Republik.

Er widersetzte sich der Zwangsumsiedlung, der Entwaffnung, der Zerschlagung der sozialen Strukturen.

Er versuchte, die autonome Seele Dersims zu bewahren.

Er suchte das Gespräch mit Ankara, wollte verhandeln,

wollte Frieden.

Doch die Entscheidung war längst gefallen.

1937 wurde er verhaftet.

Am **15. November 1937**, auf dem Buğday-Platz in Elazığ, fiel der Schatten des Galgens auf ihn.

Seine letzten Worte wurden zu einem Vermächtnis:

„Ich konnte euren Lügen und euren Tricks nicht standhalten; das ist mein Schmerz. Ihr konntet meiner Gerechtigkeit nicht standhalten; das sei euer Schmerz.“

Diese Sätze waren mehr als ein Abschied.

Sie waren ein Spiegel, den er einer ganzen Epoche vorhielt.

Die Dersim-Tertelesi (= die Vernichtung von Dersim) ist eine der tiefsten Wunden der kurdischen Geschichte.

Ein Symbol dafür, wie die Raa-Heq-Identität ins Visier genommen wurde.

Und im Gedächtnis der Türkei steht sie für eine Zeit, in der die Politik der Zentralisierung ihre härteste, dunkelste Form annahm.

Seyîd Rızâ ist der Name einer Tragödie – und zugleich der Name eines aufrechten Gangs. Für Kurd*innen ein Symbol des Widerstands, für die Raa-Heq-Gemeinschaft ein spiritueller Führer, für die Türkei lange Zeit ein „Aufständischer“, dessen wahre Geschichte erst viel später ans Licht kam.

Diese Wandlung geschah nicht über Nacht.

Erst als Archive geöffnet wurden,
als Zeugnisse gesprochen wurden,

als Forschungen zunahmen,
begann die Wahrheit, sich ihren Weg zu bahnen.

Die einseitige Erzählung vom „Aufstand“ zerfiel.
Dokumente zeigten, dass die Operation Jahre zuvor geplant worden war.

Dass es nicht um die Niederschlagung einer Rebellion ging,
sondern um die Umformung eines ganzen Landesstrichs.
Dass Seyîd Rîzâ nach Ankara gereist war, um Frieden zu suchen.
Dass vieles, was verschwiegen wurde, längst in Akten stand.

Die Stimmen der Überlebenden – lange zum Schweigen gebracht – traten hervor und erzählten von
verbrannten Dörfern,
zerstörten Familien,
verschleppten Kindern,
und einem Land, das in Blut getränkt wurde.

7

Die Forschung wurde vielfältiger,
die Perspektiven breiter,
die Geschichte vielschichtiger.

Und so entstand ein neues Verständnis:
nicht mehr die starre, staatliche Version,
sondern eine Erzählung, die Dokumente, Zeugnisse und Erinnerung vereint.

Denn die Sonne lässt sich nicht mit Schlamm bedecken.
Die Lüge brennt nur bis zur Abenddämmerung.
Dann steigt die Wahrheit auf –
und beleuchtet alles, was im Dunkel gehalten wurde.

1 - Die Schule der Schweigenden

Als im Jahr 1972 die Türken in Diyarê Tûm eine Hauptschule gründeten, war Ariya siebzehn Jahre alt. Der Älteste unter den Schülern war bereits sechsundzwanzig. Alle anderen lagen irgendwo zwischen sechs und sechsundzwanzig Jahren – eine ganze Generation, zusammengepfercht in einem Gebäude, das weniger eine Schule als ein politisches Labor war. Jungen und Mädchen durften nicht nebeneinander sitzen; selbst die Blicke sollten getrennt bleiben.

Diese Schule war nicht gegründet worden, um Wissen zu vermitteln, sondern um Sprache auszulöschen. Ihr eigentlicher Zweck war, den Kindern Türkisch beizubringen – oder besser gesagt: ihnen das Kurdische auszutreiben. Kurdisch zu sprechen war streng verboten. Auch zu Hause durften die Kinder kein Wort Kurdisch sagen. Doch das Absurde war: Die Eltern konnten gar kein Türkisch. Sie mussten mit ihren Kindern Kurdisch sprechen, weil ihnen keine andere Sprache zur Verfügung stand. Für etwas bestraft zu werden, das man nicht ändern konnte – das war der Alltag.

8

Unter den Schülern gab es einige, deren Türkisch besser war als das der anderen. Der Lehrer ernannte ein paar von ihnen zu Spitzeln. Ihre Aufgabe war es, herauszufinden, wer zu Hause Kurdisch sprach, und es dem Lehrer zu melden. Die Bestrafung folgte sofort: Schläge, Demütigung, Ausschluss.

Doch dieser Spitzel nutzte seine Macht aus. Wenn er einen Schüler nicht mochte, sagte er:

„Gib mir deinen Bleistift. Wenn du ihn mir nicht gibst, melde ich dich dem Lehrer – und du bekommst Prügel.“

Aus Angst gaben die Kinder ihm alles, was sie hatten: Bleistifte, Radiergummis, Hefte, manchmal sogar ihr Pausenbrot.

Es war eine Katastrophe.

Eine Schule, die nicht bildete, sondern brach.

Ein Ort, an dem Kinder nicht lernten, wer sie waren, sondern wer sie nicht sein durften.

2 - Die Studenten

9

Ariya war nicht nur schön; sie trug eine stille, natürliche Würde in sich – genau jene edle Anmut, die auch in der Bedeutung ihres Namens lebte. In ihrem Auftreten lag etwas Großes, Warmes, etwas, das Menschen anzog, ohne dass sie es wollte. Sie war hochgewachsen, kräftig gebaut, mit einer Ausstrahlung, die Räume füllte. Männer verstummten, wenn sie erschien; nicht nur wegen ihrer Schönheit, sondern wegen der Kraft, die sie umgab wie ein unsichtbarer Mantel.

In den Städten gab es Gymnasien, in denen kurdische Jugendliche zu „Türken“ erzogen werden sollten. Die Schüler dort waren zwischen zwanzig und sechsundzwanzig Jahre alt – junge Erwachsene, die längst verstanden hatten, dass die Schule nicht nur ein Ort des Lernens war, sondern ein Werkzeug der Umformung. Einige von ihnen begannen, sich zu organisieren, heimlich, vorsichtig, im Schatten der Angst. Sie wollten gegen die Ungerechtigkeiten aufstehen, die sie

täglich sahen. Man nannte sie „Studenten“, obwohl keiner ihren wirklichen Namen kannte. Jeder trug ein Pseudonym, als wäre die eigene Identität ein Geheimnis, das geschützt werden musste.

Ariya hatte Kontakt zu ihnen. Nicht offen, nicht sichtbar, sondern wie ein leiser Faden, der sich durch die Dunkelheit zog. Sie hörte ihnen zu, verstand ihre Wut, ihre Hoffnung, ihre Angst. Und sie wusste, dass sie selbst irgendwann an einen Punkt kommen würde, an dem Schweigen nicht mehr möglich war.

Dieser Tag kam schneller, als sie dachte.

Eines Morgens wurde ein Junge vor den Augen aller Schüler gedemütigt. Der Lehrer – selbst ein Kurde, gefangen zwischen Pflicht und Furcht – schrie ihn an, beschimpfte ihn, schlug ihn vor der ganzen Klasse. Der Junge stand da, klein, zitternd, mit gesenktem Kopf, während die anderen Kinder stumm zusahen. Niemand wagte ein Wort. Niemand wagte einen Blick. 10

Nur Ariya nicht.

Etwas in ihr riss. Vielleicht war es die Erinnerung an all die Jahre des Schweigens. Vielleicht war es die Ungerechtigkeit, die sich wie ein Stein in ihrer Brust gesammelt hatte. Vielleicht war es einfach der Moment, in dem ein Mensch nicht mehr anders kann.

Sie trat vor, ohne zu überlegen, ohne zu zögern.
Sie stellte sich zwischen den Lehrer und den Jungen.
Und dann hob sie die Hand.

Die Ohrfeige traf den Lehrer wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Der Raum erstarrte.

Der Lehrer ebenso.

Er packte Ariya am Arm, nicht aus Stärke, sondern aus Schock, aus Hilflosigkeit, aus dem Gefühl, dass ihm die Kontrolle entglitt. Wortlos führte er sie zu ihrem Vater und erzählte, was geschehen war.

Der Vater reagierte, wie viele Männer jener Zeit reagierten: mit Angst, die sich als Härte tarnte. Er schimpfte, er schlug, er wollte sie brechen, bevor die Welt es tat. Doch Ariya war nicht zu brechen.

Sie stand auf, wischte sich die Tränen aus dem Gesicht, spuckte ihm ins Gesicht und schrie:
„Geh zum Teufel!“

11

Dann verließ sie das Haus – nicht wie eine Tochter, die wegläuft, sondern wie eine Frau, die eine Grenze überschritten hat, hinter die sie nie wieder zurückkehren wird.

Sie ging direkt zu den Studenten.

Dort erzählte sie alles, ruhig, klar, ohne sich selbst zu schonen. Die jungen Männer hörten zu, manche mit geballten Fäusten, manche mit gesenktem Blick. Einer von ihnen, der ein Gewehr trug, sprach als Erster. Er meinte, der Lehrer müsse bestraft werden. Für die Demütigung. Für die Gewalt. Für all die Jahre der Unterdrückung.

Ariya schwieg einen Moment. Dann sagte sie leise:

„Sie tun das alles, weil sie Angst haben. Mein Vater hat mir gesagt, dass die Soldaten kommen würden, wenn wir kein Türkisch lernen. Dass sie uns foltern, ins Gefängnis werfen würden. Der Lehrer hat Angst. Er macht seinen Job, weil er glaubt, dass er sonst selbst vernichtet wird.“

Einige der Studenten verstanden sofort, was sie meinte.
Andere nicht.

Die Wut war groß, und Wut ist ein schlechter Zuhörer.

Sie diskutierten lange.
Dann stimmten sie ab.

Sechs waren dagegen, vier waren dafür.

Und in dieser knappen Entscheidung lag die ganze
Zerrissenheit jener Zeit:
zwischen Mut und Angst,
zwischen Rache und Vernunft,
zwischen dem Wunsch zu kämpfen und dem Wunsch zu
überleben.

12

3 - Wo kein Weg zurück blieb

Die Entscheidung der Studenten hallte noch in der kleinen, verrauchten Stube nach, in der sie sich trafen. Die Luft war schwer von Tabak, Angst und dem leisen Zittern einer Zukunft, die niemand greifen konnte. Ariya saß auf einem alten Holzstuhl, die Hände ineinander verschränkt, als müsste sie sich selbst festhalten, um nicht auseinanderzufallen. Doch in ihren Augen brannte ein Feuer, das stärker war als jede Unsicherheit.

Die sechs Stimmen, die gegen die Bestrafung des Lehrers gestimmt hatten, waren nicht einfach Stimmen der Vernunft. Es waren Stimmen, die aus einer tieferen Quelle kamen: aus Müdigkeit, aus Menschlichkeit, aus dem Wissen, dass Gewalt nur neue Gewalt gebiert. Die vier anderen jedoch – jung, wütend, voller Zorn über Jahre der Erniedrigung – sahen in der Welt nur Fronten, nur Feinde, nur die Sprache der Vergeltung.

Ariya verstand beide Seiten.

Vielleicht war es genau das, was sie so gefährlich machte: Sie sah die Welt nicht in Schwarz und Weiß, sondern in den Grautönen dazwischen.

Die Studenten lösten sich langsam auf, einer nach dem anderen verschwand in der Nacht. Nur zwei blieben bei ihr, junge Männer mit ernsten Gesichtern, die sie wie eine Schwester betrachteten. Sie wussten, dass Ariya nicht zurück nach Hause gehen konnte. Nicht nach dem, was geschehen war. Nicht nach den Worten, die sie ihrem Vater entgegengeschleudert hatte. Nicht nach der Grenze, die sie überschritten hatte.

13

„Du kannst heute Nacht hier bleiben“, sagte einer von ihnen. Seine Stimme war leise, fast schüchtern. Ariya nickte, ohne zu sprechen.

Sie legte sich auf eine dünne Matratze in der Ecke des Raumes. Die Decke roch nach Staub und kaltem Rauch, aber sie war warm. Durch das kleine Fenster sah sie den Mond, der über den Bergen hing wie ein einsamer Wächter. Die Stille der Nacht war anders als die Stille in der Schule. Diese Stille war ehrlich. Sie tat weh, aber sie log nicht.

Ariya dachte an den Jungen, der gedemütigt worden war.
An den Lehrer, dessen Hand gezittert hatte.
An ihren Vater, dessen Angst sich in Härte verwandelt hatte.
An die Studenten, die zwischen Mut und Verzweiflung schwankten.

Und sie dachte an sich selbst.
Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie, dass sie nicht mehr zurück konnte.
Dass etwas in ihr aufgebrochen war, das nicht mehr heilen würde.
Oder vielleicht: das endlich begann zu heilen.

Am nächsten Morgen weckte sie das Geräusch von Schritten.
Die Studenten hatten sich erneut versammelt. Die Stimmung war anders als am Abend zuvor – schwerer, dichter, wie vor einem Gewitter. Einer von ihnen hielt eine Zeitung in der Hand. Auf der Titelseite stand ein Bericht über neue Militärbewegungen in der Region. Soldaten sollten in die Dörfer geschickt werden, um „Ordnung herzustellen“.

14

Ariya spürte, wie sich ein kalter Schatten über ihre Haut legte.

„Sie kommen“, sagte einer der Studenten.
„Sie kommen bald.“

Niemand musste erklären, was das bedeutete.
Alle wussten es.

Die Zeit der Entscheidungen war vorbei.
Die Zeit der Konsequenzen begann.

Ariya stand auf.
Sie fühlte keine Angst.
Nur Klarheit.

„Wenn sie kommen“, sagte sie, „dann müssen wir bereit sein.
Aber nicht, um zu töten. Sondern um zu überleben.“

Die Studenten sahen sie an.
In ihren Blicken lag Respekt.
Und etwas anderes: Hoffnung.

Ariya wusste nicht, wohin dieser Weg führen würde.
Aber sie wusste, dass er begonnen hatte.
Und dass sie ihn gehen würde – mit all der Würde, die ihr
Name in sich trug.

15

4 - Die Sprache im Schatten

Die Studenten waren keine Soldaten, keine Kämpfer, keine
Männer der Gewalt. Sie waren Söhne von Bauern, Hirten,
Schmieden, Webern. Sie waren junge Menschen, die in einer
Welt aufgewachsen waren, in der ihre Sprache verboten, ihre
Geschichte ausgelöscht und ihre Würde täglich verletzt
wurde. Was sie wollten, war nicht Krieg.
Was sie wollten, war **Luft zum Atmen**.

Ihr Ziel war klar, auch wenn es kaum jemand laut
auszusprechen wagte:

Dersim sollte autonom bleiben.

Nicht als Staat, nicht als Reich, sondern als Heimat, in der die
Menschen ihre Sprache sprechen, ihre Lieder singen, ihre

Toten begraben und ihre Kinder großziehen konnten, ohne Angst vor Soldaten, Lehrern oder Gesetzen, die sie nicht verstanden.

Sie wussten, dass sie die Türken nicht vertreiben konnten. Nicht mit Waffen, nicht mit Gewalt.

Aber sie konnten etwas anderes tun:

die Menschen aufklären, ihnen Mut machen, ihnen zeigen, dass sie nicht allein waren.

Und so zogen sie zu dritt oder zu viert von Dorf zu Dorf.

Sie gingen nachts, wenn die Hunde schliefen und die Soldaten in ihren Baracken schnarchten.

Sie klopfen leise an Türen, die sich nur einen Spalt öffneten, weil Angst in jedem Haus wohnte.

Sie setzten sich zu den Bauern an den Herd, tranken Tee aus dünnen Gläsern, aßen trockenes Brot und sprachen über Freiheit, über Würde, über die Zukunft.

16

Die Dorfbewohner gaben ihnen, was sie konnten: ein Stück Käse, ein Laib Brot, manchmal nur ein warmer Blick.

Es war verboten, streng verboten.

Wer den Studenten half, riskierte alles: Haus, Familie, Leben.

Doch die Menschen halfen trotzdem.

Nicht aus Mut, sondern aus Menschlichkeit.

Denn in den Gesichtern der Studenten sahen sie ihre eigenen Söhne.

Eines Tages jedoch geschah etwas, das die Angst in den Dörfern verdoppelte.

Die Türken hatten vier Soldaten wie Studenten verkleidet.
Sie gaben ihnen lange Mäntel, alte Schuhe, schmutzige
Tücher um den Hals.
Sie ließen sie hungrig aussehen, müde, erschöpft.
Und sie schickten sie in die Dörfer, um Essen zu verlangen.

Die Bauern, die ihnen etwas gaben, wurden später hart
bestraft. Man führte sie ab, schlug sie, beschuldigte sie,
„Banditen“ unterstützt zu haben.
Die Bauern sagten, sie hätten es aus Angst getan.
Sie sagten, die Studenten würden sie töten, wenn sie ihnen
nichts gäben.
Sie sagten, sie hätten keine Wahl gehabt.

Doch niemand hörte ihnen zu.
Die Wahrheit war in jenen Tagen ein Vogel ohne Flügel.

17

Die echten Studenten erfuhren davon.
Sie saßen in einer verlassenen Hütte, das Feuer brannte
schwach, und die Stille war schwer wie Blei.

„Sie benutzen uns, um die eigenen Leute zu bestrafen“, sagte
einer.

Seine Stimme war brüchig.

„Sie machen uns zu Monstern in den Augen derer, die wir
schützen wollen.“

Ariya hörte zu, schweigend, wie immer.
Dann sagte sie:

„Das ist ihre Waffe. Nicht die Gewehre. Nicht die Soldaten.
Sondern die Angst. Wenn die Menschen uns fürchten,
verlieren wir alles. Wir dürfen nicht zulassen, dass sie uns zu
etwas machen, das wir nicht sind.“

Die Studenten sahen sie an.
In ihren Augen lag Erschöpfung, aber auch ein Funken
Hoffnung.
Denn Ariya sprach nicht wie jemand, der träumt.
Sie sprach wie jemand, der sieht.

„Wir kämpfen nicht, um zu töten“, sagte sie.
„Wir kämpfen, damit wir eines Tages nicht mehr kämpfen
müssen.“

Draußen heulte der Wind über die Berge.
Er trug den Geruch von Schnee, von Gefahr, von
Veränderung.
Und irgendwo in der Ferne bellte ein Hund – ein kurzes,
einsames Bellen, das sich im Tal verlor.

Die Studenten wussten, dass der Weg vor ihnen dunkel war.
Aber sie wussten auch, dass sie ihn gehen mussten.
Nicht für sich selbst.
Sondern für all jene, die ihnen Brot gaben, obwohl es
verboten war.
Für all jene, die im Dunkeln flüsterten, weil sie im Licht nicht
sprechen durften.
Für all jene, die in einer Welt lebten, in der selbst die
Wahrheit bestraft wurde.

Und so beschlossen sie weiterzugehen.
Von Dorf zu Dorf.
Von Nacht zu Nacht.
Mit nichts als Worten, Hoffnung und der leisen Gewissheit,
dass selbst der kleinste Funke eines Tages ein Feuer werden
kann.

5 - Vor dem Winter der Angst

Die Tage wurden dunkler, und nicht nur wegen des heran-nahenden Winters. In den Bergen lag eine Spannung, die man fast greifen konnte – ein unsichtbarer Druck, der selbst die Luft schwer machte. Die Studenten spürten es zuerst. Sie waren jung, aber nicht blind. Sie sahen, wie die Soldaten ihre Präsenz verstärkten, wie neue Kontrollpunkte errichtet wurden, wie die Angst in den Dörfern wuchs wie ein Schatten, der sich über alles legte.

In ihrer kleinen Gruppe gab es unterschiedliche Stimmen. Manche waren ruhig, bedacht, voller Zweifel. Andere waren ungeduldig, wütend, bereit, jeden Preis zu zahlen.

19

„Wenn wir nichts tun, wird alles verschwinden“, sagte einer der Radikaleren eines Abends.

Sein Blick war hart, seine Hände ruhten auf den Knien, als müsste er sich selbst festhalten.

„Sie werden uns nicht in Ruhe lassen. Sie werden nicht freiwillig gehen. Wenn wir Autonomie wollen, müssen wir kämpfen. Und wenn sie uns bekämpfen wollen, dann sollen sie kommen.“

Es war ein Satz, der wie ein Stein in die Stille fiel.

Ariya hörte zu, ohne ihn zu unterbrechen.

Sie wusste, dass diese Wut nicht aus Bosheit kam, sondern aus Verzweiflung.

Aus dem Gefühl, dass die Welt ihnen keinen Platz ließ, außer den, den sie sich selbst erkämpften.

Die Studenten waren keine Armee.
Sie hatten keine Uniformen, keine Ausbildung, keine Strategie.
Sie hatten nur ihre Überzeugung – und die war manchmal stärker als jede Waffe.

Sie wollten, dass Dersim autonom blieb.
Nicht aus Machtgier, sondern aus Liebe.
Aus dem Wunsch, dass ihre Sprache, ihre Kultur, ihre Berge nicht in fremden Händen verschwanden.
Sie wollten, dass die Türken die Region verließen, weil sie glaubten, dass nur so Frieden möglich war.

Doch sie wussten auch, dass dies ein fast unmöglicher Wunsch war.

Trotzdem gingen sie weiter von Dorf zu Dorf.
Zu dritt, zu viert, manchmal nur zu zweit.
Sie klopfen an Türen, die sich nur vorsichtig öffneten.
Sie erklärten den Menschen, was geschah, was kommen könnte, was sie tun mussten, um sich zu schützen.
Die Bauern hörten zu, mit gesenkten Köpfen und schweren Herzen.
Sie gaben den Studenten Brot, Käse, manchmal ein paar getrocknete Früchte.
Nicht aus politischer Überzeugung, sondern aus Menschlichkeit.

Doch die Angst war überall.
Die Soldaten nannten die Studenten „eşkıya“ – **Banditen**.
Nicht Terroristen, nicht Rebellen.
Banditen.
Ein Wort, das sie entmenslichte, das sie zu Schatten machte, zu Gestalten, die man jagen durfte.

„Sie nennen uns Banditen“, sagte einer der Studenten bitter.
„Aber wer raubt hier wem das Leben? Wer nimmt uns
Sprache, Land, Zukunft?“

Ein anderer schlug mit der Faust auf den Tisch.
„Wenn sie uns Banditen nennen wollen, sollen sie es tun.
Aber wir werden nicht verschwinden. Wir werden nicht
schweigen. Wenn sie Krieg wollen, dann sollen sie ihn
bekommen.“

Ariya sah ihn lange an.
In ihren Augen lag keine Angst, aber auch kein Hass.
Nur eine tiefe, schwere Traurigkeit.

„Wir wollen keinen Krieg“, sagte sie leise.
„Aber vielleicht haben wir keine Wahl.“

21

Die Worte hingen in der Luft wie Rauch.
Niemand widersprach.
Niemand stimmte zu.
Sie wussten, dass sie an einem Punkt angekommen waren, an
dem es keinen einfachen Weg mehr gab.

Draußen begann es zu schneien.
Leise, langsam, als wolle der Himmel selbst die Welt
zudecken, damit niemand sehen musste, was kommen würde.

Die Studenten saßen im Kreis, schweigend, jeder in seinen
eigenen Gedanken gefangen.
Sie waren jung, aber die Welt hatte sie alt gemacht.
Sie wollten Freiheit, aber die Freiheit verlangte einen Preis,
den niemand bezahlen wollte.

Und doch wussten sie:
Der Weg zurück war längst verschwunden.
Es gab nur noch den Weg nach vorn –
durch die Dunkelheit, durch die Angst, durch die Geschichte.

6 - Zwischen Angst und Würde

Die Stimmung unter den Studenten veränderte sich. Nicht plötzlich, nicht wie ein Sturm, der aus dem Nichts kommt, sondern wie ein langsamer Druck, der Tag für Tag stärker wird. Die Soldaten rückten näher, die Kontrollen wurden härter, und die Dörfer flüsterten nur noch im Dunkeln. Die Angst war überall – außer in Ariya.

Sie war die Jüngste unter ihnen, und doch sahen alle zu ihr, wenn Entscheidungen getroffen werden mussten.

Nicht, weil sie laut war.

Nicht, weil sie stärker war.

Sondern weil sie etwas besaß, das den anderen fehlte:

Klarheit.

Ariya hatte keine Angst.

Oder vielleicht hatte sie Angst – aber sie ließ sich nicht von ihr beherrschen.

Sie dachte schneller, sah weiter, verstand tiefer.

Wenn die anderen in Wut versanken, blieb sie ruhig.

Wenn die anderen verzweifelten, blieb sie wach.

Wenn die anderen kämpfen wollten, fragte sie zuerst:

Warum? Und wofür?

Doch selbst ihre Ruhe konnte nicht verhindern, dass die Gruppe sich spaltete.

Einige der Studenten waren überzeugt, dass der Kampf unvermeidlich war.

„Sie werden nicht freiwillig gehen“, sagte einer von ihnen.
„Sie werden uns nicht leben lassen. Wenn wir Autonomie wollen, müssen wir sie dazu zwingen.“

Ein anderer nickte heftig.

„Sie nennen uns Banditen. Dann sollen sie sehen, was Banditen können.“

Ariya sah ihn lange an.

Ihr Blick war ruhig, aber fest – wie ein Berg, der seit Jahrhunderten steht.

„Wir sind keine Banditen“, sagte sie.

„Wir sind Menschen, die leben wollen. Wenn wir kämpfen, dann nicht, weil wir es wollen, sondern weil sie uns keinen anderen Weg lassen. Aber wir dürfen nicht werden wie sie.“

23

Die Worte trafen die Gruppe wie ein leiser, aber tiefer Schlag.

Denn sie wussten, dass sie wahr waren.

Die Studenten wollten keinen Krieg.

Sie wollten nicht töten, nicht brennen, nicht zerstören.

Sie wollten nur, dass Dersim blieb, was es immer gewesen war:

ein Ort, an dem die Berge ihre Sprache kannten und die Flüsse ihre Geschichten erzählten.

Doch die Realität war härter als ihre Wünsche.

Die Soldaten rückten vor.

Neue Posten wurden errichtet.

Die Dörfer wurden durchsucht.
Die Menschen wurden verhört.
Und überall hörte man das gleiche Wort: **eşkıya** – Banditen.

Die Studenten wussten, dass sie beobachtet wurden.
Dass jeder Schritt, jedes Gespräch, jede Bewegung gefährlich war.

Trotzdem gingen sie weiter von Dorf zu Dorf.
Sie erklärten den Menschen, was geschah, was kommen könnte, wie sie sich schützen konnten.

Die Bauern hörten zu, mit schweren Herzen und müden Augen.

Sie gaben den Studenten Brot, Käse, Wasser – nicht aus Mut, sondern aus Menschlichkeit.

Doch die Angst wuchs.

24

Eines Abends, als die Gruppe in einer verlassenen Hütte saß, brach die Spannung auf.

„Wir müssen zurückschlagen“, sagte einer der Radikalen.
„Wenn wir nichts tun, werden sie uns vernichten. Wenn sie uns bekämpfen wollen, sollen sie kommen. Wir sind bereit.“

Ein anderer stimmte zu.

„Wenn sie uns Autonomie verweigern, dann sollen sie gegen uns kämpfen. Wir werden nicht weglaufen.“

Ariya stand auf.

Langsam.

Ruhig.

Wie jemand, der weiß, dass jedes Wort Gewicht hat.

„Ihr redet von Krieg“, sagte sie.

„Aber Krieg ist kein Spiel. Er frisst alles – auch die, die ihn beginnen. Wir müssen klug sein. Wir müssen leben, nicht sterben.“

„Und wenn es keinen anderen Weg gibt?“ fragte einer.

Ariya sah in die Flammen des kleinen Feuers.

Ihr Gesicht war ruhig, aber ihre Augen brannten.

„Dann kämpfen wir“, sagte sie.

„Aber nicht blind. Nicht aus Wut. Nicht, weil sie uns Banditen nennen.

Sondern weil wir ein Recht haben zu existieren.“

Die Stille, die folgte, war schwer, aber nicht hoffnungslos.

Denn in Ariyas Worten lag etwas, das stärker war als Angst:

Würde.

25

Die Studenten wussten, dass der Weg vor ihnen dunkel war.

Aber sie wussten auch, dass sie jemanden hatten, der das Dunkel durchdringen konnte.

Ariya.

Die Klügste.

Die Tapferste.

Diejenige, die keine Angst hatte, die Wahrheit auszusprechen

–

und sie zu leben.

7 - Der Preis des Widerstands

Die Nächte wurden länger, und die Kälte kroch in die Knochen der Berge. Die Studenten hatten sich in einer verlassenen Schäferhütte versammelt, deren Wände vom Wind erzählten und deren Dach bei jedem Luftzug ächzte. Ein kleines Feuer brannte in der Mitte, sein Licht tanzte über die Gesichter der jungen Männer – und über Ariyas Gesicht, das ruhig blieb wie ein stiller See.

Die Gruppe war gespalten.

Nicht offen, nicht laut, aber spürbar.

Einige wollten handeln, sofort, entschlossen, ohne Rücksicht.

Andere wollten warten, beobachten, hoffen, dass sich ein Weg ohne Blut finden ließ.

26

Doch die Realität drängte sie immer weiter in die Enge.

Die Soldaten rückten vor.

Patrouillen durchkämmten die Täler.

Die Dörfer wurden verhört, durchsucht, eingeschüchtert.

Und überall hörte man das gleiche Wort: **eşkiya** – Banditen.

Ein Wort, das die Studenten zu Schatten machte, zu Gestalten, die man jagen durfte.

An diesem Abend war die Stimmung besonders angespannt. Einer der Radikaleren stand auf, die Hände zu Fäusten geballt.

„Wir können nicht mehr warten“, sagte er.

„Sie werden uns vernichten, wenn wir nichts tun. Wenn wir

Autonomie wollen, müssen wir kämpfen. Sie werden niemals freiwillig gehen.“

Ein anderer nickte.

„Sie sagen, wir seien Banditen. Dann sollen sie sehen, wozu Banditen fähig sind.“

Ariya hob den Kopf.

Ihr Blick war ruhig, aber fest – ein Blick, der nicht einschüchterte, sondern klärte.

„Wir sind keine Banditen“, sagte sie.

„Wir sind Menschen, die leben wollen. Und wir kämpfen nicht, weil wir es wollen, sondern weil sie uns keinen anderen Weg lassen.“

Die Worte trafen die Gruppe wie ein leiser, aber tiefer Schlag.

Denn sie wussten, dass sie wahr waren.

Doch die Radikalen ließen nicht locker.

„Ariya, du verstehst es nicht“, sagte einer.

„Sie werden uns jagen, bis keiner von uns übrig ist. Wenn wir nicht zuerst handeln, werden wir sterben.“

Ariya stand auf.

Langsam, ruhig, wie jemand, der weiß, dass jedes Wort Gewicht hat.

„Ich verstehe es besser als ihr“, sagte sie.

„Ich weiß, was Angst mit Menschen macht. Ich habe gesehen, wie sie Väter zu Tätern macht, Lehrer zu Werkzeugen, Kinder zu Schweigenden. Aber wenn wir blind

zuschlagen, werden wir zu dem, was sie über uns sagen. Und dann verlieren wir nicht nur unser Land – wir verlieren uns selbst.“

Die Stille, die folgte, war schwer.
Das Feuer knisterte, als wolle es die Worte verschlucken.

Dann sprach einer der Älteren, ein stiller Mann mit schmalen Gesicht und wachen Augen.

„Ariya hat recht“, sagte er.
„Wir müssen kämpfen, ja. Aber klug. Nicht wie Tiere, die in die Falle rennen. Wir müssen wissen, wann wir zuschlagen und wann wir verschwinden. Wir müssen überleben, nicht verbrennen.“

Die Radikalen schwiegen.
Nicht überzeugt, aber nachdenklich.

28

Ariya setzte sich wieder.
Sie spürte die Blicke der anderen auf sich – nicht aus Bewunderung, sondern aus Vertrauen.
Sie war die Jüngste, und doch war sie diejenige, die die Richtung sah, wenn alle anderen im Nebel standen.

Draußen heulte der Wind über die Berge.
Er brachte den Geruch von Schnee, von Gefahr, von etwas Unausweichlichem.

„Sie werden kommen“, sagte einer leise.
„Früher oder später.“

Ariya nickte.

„Dann werden wir bereit sein“, sagte sie.
„Aber nicht als Banditen.
Nicht als Schatten.
Sondern als Menschen, die wissen, warum sie kämpfen.“

In diesem Moment, in dieser kleinen Hütte, inmitten der Berge, wurde etwas klar:
Der Kampf, der kommen würde, war nicht nur ein Kampf gegen Soldaten.
Es war ein Kampf darum, Mensch zu bleiben in einer Welt, die alles tat, um ihnen die Menschlichkeit zu nehmen.

Und Ariya – klug, furchtlos, unerschütterlich – würde diejenige sein, die sie daran erinnerte.

8 - Näher an den Feind

Der Morgen brach grau über den Bergen an, ein Licht ohne Wärme, ein Tag ohne Versprechen. Die Studenten hatten kaum geschlafen. Die Nacht war voller Geräusche gewesen: fernes Hundegebell, das Knacken von Ästen, das Rascheln des Windes, das sich anhörte, als würde jemand durch das Unterholz schleichen. Niemand wusste, ob es Tiere waren oder Soldaten.

Ariya war die Erste, die aufstand.
Sie trat vor die Hütte, atmete die kalte Luft ein und sah in die Täler hinab.
Der Nebel lag tief, wie ein weißer Schleier, der die Welt verhüllte.
Doch Ariya sah mehr als Nebel.
Sie sah Bewegung.

Sie sah Muster.
Sie sah Gefahr.

Als sie zurück in die Hütte trat, waren die anderen bereits wach. Ihre Gesichter waren angespannt, ihre Augen rot vom Schlafmangel.

„Sie sind näher als gestern“, sagte Ariya ruhig.
„Vielleicht nur ein Tal entfernt.“

Ein Murmeln ging durch die Gruppe.
Einer der Radikalen sprang auf.

„Dann ist es Zeit! Wir müssen handeln, bevor sie uns einkesseln.“

Ariya hob die Hand.
Eine kleine Geste, aber sie brachte den Raum zum Schweigen.

„Handeln, ja“, sagte sie.
„Aber nicht blind. Nicht aus Panik. Wir müssen wissen, was sie tun, bevor wir entscheiden, was wir tun.“

„Und wie sollen wir das herausfinden?“ fragte einer der Jüngeren.
„Wir können nicht einfach in ihr Lager spazieren.“

Ariya sah ihn an, und ein leises Lächeln huschte über ihr Gesicht.
Nicht aus Spott, sondern aus Entschlossenheit.

„Doch“, sagte sie.
„Genau das werde ich tun.“

Die Gruppe erstarrte.

„Ariya, das ist Wahnsinn“, sagte einer.

„Sie werden dich festnehmen. Oder schlimmer.“

„Sie werden mich nicht festnehmen“, antwortete sie.

„Ich bin ein Mädchen. Sie erwarten keine Gefahr von mir.

Und ich kenne die Berge besser als sie. Ich werde mich nähern, beobachten, zuhören. Und dann komme ich zurück.“

Die Radikalen schüttelten den Kopf.

Die Vorsichtigen hielten den Atem an.

Die Älteren sahen sie an, als würden sie zum ersten Mal begreifen, wer Ariya wirklich war.

„Du bist mutig“, sagte einer leise.

„Zu mutig.“

31

Ariya schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht mutig“, sagte sie.

„Ich bin wach. Und jemand muss es sein.“

Sie packte ein Tuch, band es sich um den Kopf, zog einen alten Mantel an, der sie wie eine einfache Bäuerin aussehen ließ.

Dann nahm sie ein Stück Brot, steckte es in die Tasche und trat zur Tür.

„Wenn ich bis zum Abend nicht zurück bin“, sagte sie, „geht in die Berge. Wartet nicht auf mich.“

„Wir warten“, sagte einer der Studenten sofort.

Ariya sah ihn an, und ihre Stimme wurde weich.

„Nein. Ihr müsst überleben. Das ist wichtiger als alles andere.“

Dann öffnete sie die Tür und trat hinaus in den Nebel.

Die Studenten sahen ihr nach, wie sie im Weiß verschwand, bis sie nur noch ein Schatten war, dann ein Punkt, dann nichts mehr.

In der Hütte blieb eine Stille zurück, die schwerer war als jede Angst.

„Sie ist verrückt“, flüsterte einer.

„Nein“, sagte der Älteste.

„Sie ist das, was wir alle sein müssten.“

Draußen bewegte sich der Nebel.

Die Berge hielten den Atem an.

Und irgendwo, zwischen Felsen und Schatten, ging Ariya ihren Weg – allein, aber nicht verloren.

Denn sie wusste, dass Mut nicht bedeutet, keine Angst zu haben.

Mut bedeutet, weiterzugehen, obwohl die Angst mitgeht.

Und Ariya ging weiter.

9 - Der Blick ins Tal

Der Nebel lag schwer über den Bergen, als Ariya sich von der Hütte entfernte. Jeder Schritt war ein Wagnis, jeder Atemzug ein Risiko. Doch sie bewegte sich mit der Sicherheit einer Bergziege, die jeden Stein kannte, jeden Pfad, jede Wurzel. Die Kälte biss in ihre Wangen, aber sie spürte sie kaum. Ihr Geist war klar, scharf wie eine frisch geschliffene Klinge.

Sie wusste, dass die Soldaten irgendwo dort unten waren.
Sie wusste auch, dass sie nicht gesehen werden durfte.
Aber Angst war nicht ihr Begleiter.
Nur Wachsamkeit.

33

Der Nebel war ihr Verbündeter.
Er verschluckte ihre Schritte, verhüllte ihre Gestalt, machte sie zu einem Schatten unter Schatten.

Nach einer Stunde erreichte sie einen Felsvorsprung, von dem aus man das Tal überblicken konnte.
Und dort sah sie es:
Das Lager.

Es war größer, als sie erwartet hatte.
Zelte, Feuerstellen, ein Funkgerät, das leise knackte.
Soldaten, die sich bewegten wie Männer, die wussten, dass sie Macht hatten.
Und doch war da etwas in ihrer Haltung, das Ariya sofort erkannte:
Unruhe.

Sie waren nicht so sicher, wie sie taten.
Sie waren angespannt, wachsam, nervös.
Sie kannten die Berge nicht.
Sie kannten die Menschen nicht.
Sie kannten die Stille nicht, die hier lebte.

Ariya beobachtete lange.
Sie sah, wie die Soldaten ihre Routen wechselten.
Wie sie Karten studierten, die falsch waren.
Wie sie sich über die Kälte beschwerten.
Wie sie sich gegenseitig warnten, nicht zu weit zu gehen.

Sie hörte Gesprächsfetzen.
Worte, die der Wind zu ihr trug.

„...sie verstecken sich in den Bergen...“
„...wir müssen sie finden, bevor der Schnee kommt...“
„...der Kommandant sagt, sie seien nur ein paar Banditen...“
„...aber sie kennen das Gelände besser als wir...“

34

Ariya lächelte.
Ein kleines, hartes Lächeln.

Sie wusste, was das bedeutete:
Die Soldaten hatten Angst.
Nicht vor den Studenten –
sondern vor dem Land selbst.

Sie kroch weiter, näher an das Lager heran, bis sie die
Stimmen klarer hörte.
Ein Offizier sprach, streng, ungeduldig.

„Wir müssen schneller vorgehen. Die Dörfer schweigen.
Niemand sagt etwas. Sie schützen diese Banditen.“

Ein anderer antwortete:

„Vielleicht aus Angst.“

„Angst?“, fauchte der Offizier.

„Dann müssen wir ihnen zeigen, wovor sie wirklich Angst haben sollen.“

Ariya spürte, wie sich etwas in ihr zusammenzog.

Nicht Furcht.

Wut.

Sie wusste, dass die Dörfer leiden würden.

Dass die Soldaten Druck ausüben würden.

Dass die Menschen zwischen zwei Fronten zerrieben werden könnten.

35

Sie musste zurück.

Schnell.

Doch bevor sie sich zurückzog, sah sie etwas, das ihr Herz kurz stocken ließ:

Ein Soldat hielt ein Papier in der Hand.

Eine Liste.

Namen.

Dörfer.

Routen.

Ariya konnte nicht alles erkennen, aber genug, um zu wissen:

Die Soldaten planten etwas.

Etwas Großes.

Etwas, das die Berge erschüttern würde.

Sie zog sich zurück, leise wie ein Tier, das gelernt hat, im Schatten zu leben.

Der Nebel verschluckte sie wieder, nahm sie in seine Arme, führte sie zurück zu den Pfaden, die nur sie kannte.

Als sie die Hütte erreichte, waren die Studenten aufgesprungen, sobald sie ihre Schritte hörten.

Ihre Gesichter waren angespannt, ihre Augen voller Fragen.

Ariya trat ein, schob die Tür hinter sich zu und sagte:

„Sie sind viele. Aber sie sind nervös. Sie kennen das Land nicht. Und sie planen etwas. Wir müssen uns vorbereiten.“

„Was planen sie?“ fragte einer.

Ariya sah ihn an.

Ihr Blick war ruhig, aber ernst.

„Sie wollen die Dörfer brechen.

Sie wollen die Menschen gegen uns wenden.

Sie wollen Angst säen.“

„Und was sollen wir tun?“ fragte ein anderer.

Ariya setzte sich, das Feuer spiegelte sich in ihren Augen.

„Wir müssen schneller sein als sie.

Wir müssen klüger sein als sie.

Und wir müssen zusammenhalten – egal, was kommt.“

Die Studenten sahen sie an.

In diesem Moment wussten sie:

Ariya war nicht nur eine von ihnen.

Sie war ihre Stimme.
Ihr Kompass.
Ihr Mut.

Draußen zog der Nebel sich zurück, und die Berge atmeten tief ein.
Etwas Großes stand bevor.
Etwas Unvermeidliches.

Und Ariya war bereit.

10 - Der Wettlauf beginnt

Die Nachricht von Ariyas Rückkehr verbreitete sich unter den Studenten wie ein warmer Windstoß in einer eisigen Nacht. Sie hatten gewartet, gehofft, gefürchtet. Und nun stand sie vor ihnen, erschöpft, aber unverseht, mit Augen, die mehr gesehen hatten, als sie erzählten. 37

Die Hütte war erfüllt von einer elektrischen Spannung, als Ariya ihre Beobachtungen schilderte.
Keiner unterbrach sie.
Keiner wagte zu atmen.

„Sie sind viele“, sagte sie.
„Aber sie sind nervös. Sie kennen das Land nicht. Und sie wissen nicht, wem sie trauen können.“

Die Studenten sahen sich an.
Einige wirkten erleichtert, andere noch angespannter als zuvor.

„Was bedeutet das für uns?“ fragte einer.

Ariya setzte sich, legte die Hände auf die Knie und sprach mit einer Ruhe, die stärker war als jede Waffe.

„Es bedeutet, dass wir einen Vorteil haben. Nicht durch Stärke, sondern durch Wissen. Wir kennen die Berge. Wir kennen die Menschen. Wir kennen die Wege, die sie nicht sehen.“

Einer der Radikalen schnaubte.

„Wissen bringt uns nichts, wenn sie die Dörfer bestrafen. Wenn sie die Menschen gegen uns aufhetzen.“

Ariya sah ihn an, und ihr Blick war so klar, dass er unwillkürlich den Kopf senkte.

38

„Genau deshalb müssen wir schneller sein als sie“, sagte sie. „Wir müssen die Dörfer warnen. Wir müssen ihnen sagen, was kommt. Wir müssen ihnen zeigen, dass wir für sie da sind – nicht gegen sie.“

„Und wenn sie uns verraten?“ fragte ein anderer leise.

Ariya schüttelte den Kopf.

„Die Menschen verraten uns nicht. Sie haben Angst. Das ist etwas anderes. Angst ist kein Verrat. Angst ist menschlich.“

Die Worte trafen die Gruppe tief.

Denn jeder von ihnen kannte diese Angst.

Sie hatten sie in den Augen ihrer Eltern gesehen, in den Stimmen ihrer Lehrer, in den Flüstern der Dörfer.

„Wir müssen handeln“, sagte Ariya.
„Aber klug. Nicht wie eine Armee, sondern wie ein Schatten.
Wir müssen uns bewegen, bevor sie es tun.“

Sie stand auf und ging zum Fenster.
Draußen lag der Schnee wie ein stilles Tuch über der Welt.
Die Berge wirkten friedlich, aber Ariya wusste, dass dieser
Frieden trügerisch war.

„Die Soldaten planen etwas Großes“, sagte sie.
„Sie wollen die Dörfer brechen. Sie wollen die Menschen
zwingen, uns zu hassen. Sie wollen uns isolieren.“

„Und wie verhindern wir das?“ fragte einer.

Ariya drehte sich um.
Ihr Gesicht war ruhig, aber ihre Augen brannten.

39

„Indem wir ihnen zeigen, dass wir nicht ihre Feinde sind.
Indem wir ihnen helfen, bevor die Soldaten kommen.
Indem wir ihnen sagen, was ich gesehen habe.“

Die Studenten nickten langsam.
Nicht aus blindem Gehorsam, sondern aus Vertrauen.

„Wir teilen uns auf“, sagte Ariya.
„Zwei gehen nach Westen, zwei nach Süden, zwei nach
Norden. Ich gehe nach Osten.“

„Allein?“ fragte einer erschrocken.

Ariya lächelte leicht.

„Ich bin schneller allein. Und ich kenne die Wege dort besser als ihr.“

Niemand widersprach.
Sie wussten, dass es stimmte.

Die Gruppe begann sich vorzubereiten.
Sie packten Brot, Wasser, ein paar Decken.
Sie sprachen leise, fast ehrfürchtig, als wüssten sie, dass dieser Moment ein Wendepunkt war.

Bevor sie aufbrachen, legte einer der Studenten seine Hand auf Ariyas Schulter.

„Warum hast du keine Angst?“ fragte er.

Ariya sah ihn an, und ihre Antwort war so einfach wie wahr. 40

„Weil ich weiß, wofür wir es tun.“

Dann öffnete sie die Tür.
Die Kälte schlug ihr entgegen, aber sie trat hinaus, ohne zu zögern.

Die anderen folgten ihr, jeder in eine andere Richtung, wie Funken, die in die Dunkelheit fliegen.

Über ihnen lag der Himmel schwer und grau.
Unter ihnen warteten die Dörfer, ahnungslos, verletztlich, hoffend.

Und irgendwo zwischen Schnee und Schatten begann ein stiller Wettlauf:
zwischen Unterdrückung und Widerstand,

zwischen Angst und Mut,
zwischen Soldaten und Studenten.

Ariya ging voran.
Nicht als Heldin.
Nicht als Kriegerin.
Sondern als jemand, der wusste, dass Mut nicht bedeutet,
keine Angst zu haben –
sondern zu handeln, obwohl die Angst mitgeht.

11 - Geschichten, die niemand laut erzählte

Ariya bewegte sich schnell durch die Berge, als wäre sie ein Teil von ihnen. Der Schnee knirschte unter ihren Füßen, doch sie trat so leicht, dass selbst die Krähen sie kaum bemerkten. Die Kälte biss in ihre Haut, aber sie spürte sie kaum. Ihr Geist war wach, ihr Herz ruhig, ihr Ziel klar. 41

Das erste Dorf lag in einer Mulde zwischen zwei Hügeln. Rauch stieg aus den Schornsteinen, dünn und grau, wie ein Zeichen der Müdigkeit. Als Ariya sich näherte, sah sie die Menschen: gebeugte Rücken, vorsichtige Schritte, Augen, die mehr Schatten als Licht kannten.

Ein alter Mann erkannte sie zuerst.
„Ariya... Kind... was machst du hier allein?“

Ariya trat näher, zog das Tuch vom Gesicht und sprach leise, aber bestimmt.

„Die Soldaten kommen. Sie planen Durchsuchungen. Sie wollen euch brechen. Ihr müsst vorsichtig sein.“

Die Menschen versammelten sich um sie, Frauen mit rissigen Händen, Männer mit Gesichtern, die vom Wind gezeichnet waren, Kinder, die zu früh gelernt hatten, still zu sein.

„Was sollen wir tun?“ fragte eine Frau.
Ihre Stimme zitterte, nicht vor Kälte, sondern vor Sorge.

Ariya sah sie an, und in ihrem Blick lag eine Wärme, die stärker war als jedes Feuer.

„Ihr müsst zusammenhalten. Niemand darf allein sein. Wenn sie kommen, sagt ihnen nichts. Sie wollen euch gegeneinander aufhetzen. Lasst das nicht zu.“

Ein Mann trat vor, die Stirn in Falten.

„Sie nennen euch Banditen“, sagte er.
„Sie sagen, ihr bringt uns in Gefahr.“

Ariya nickte langsam.

„Sie nennen uns Banditen, weil sie Angst haben. Nicht vor uns – sondern vor dem, was wir wissen. Vor dem, was wir sind. Vor dem, dass wir nicht verschwinden.“

Die Menschen sahen sie an, und etwas veränderte sich in ihren Gesichtern.

Nicht Mut – dafür war die Angst zu groß.

Aber Vertrauen.

Ein leiser Funke davon.

Ariya blieb nicht lange.
Sie wusste, dass jede Minute kostbar war.

Sie musste weiter, zum nächsten Dorf, und dann zum nächsten.

Auf dem Weg dorthin hörte sie Geräusche im Wald.
Schritte.
Schwere Schritte.
Soldaten.

Sie duckte sich hinter einen Felsen, ihr Atem ruhig, ihr Herz gleichmäßig.
Drei Soldaten kamen den Pfad entlang, ihre Stimmen hart, ihre Gewehre locker in den Händen.

„Das nächste Dorf ist stur“, sagte einer.
„Sie reden nicht.“

„Dann müssen wir sie reden lassen“, antwortete der andere.

43

Ariya schloss die Augen für einen Moment.
Nicht aus Angst.
Sondern aus Schmerz.

Sie wusste, was das bedeutete.

Als die Soldaten vorbeigingen, schlüpfte sie lautlos in die andere Richtung, wie ein Schatten, der sich vom Licht löst.
Sie musste schneller sein.
Sie musste die Menschen warnen, bevor die Soldaten sie erreichten.

Das zweite Dorf war kleiner, ärmer, verletzlicher.
Als Ariya ankam, sah sie die Spuren der Angst: Türen, die nur einen Spalt geöffnet wurden, Kinder, die hinter ihren

Müttern hervorlugten, Männer, die mit gesenkten Köpfen arbeiteten, als könnten sie sich unsichtbar machen.

Ariya rief sie zusammen.

Ihre Stimme war ruhig, aber sie trug weit.

„Die Soldaten sind unterwegs. Ihr müsst euch vorbereiten. Sie werden Fragen stellen. Sie werden Druck machen. Aber ihr dürft euch nicht gegeneinander wenden.“

Ein alter Hirte trat vor.

Seine Augen waren müde, aber klar.

„Ariya... warum tust du das? Du bist jung. Du könntest weggehen. Du könntest leben.“

Ariya lächelte.

Ein leises, warmes Lächeln.

„Ich tue es, weil ich leben will. Und weil ich will, dass ihr auch lebt.“

Der Hirte nickte langsam, als hätte er etwas verstanden, das er lange nicht begreifen konnte.

„Du bist mutig“, sagte er.

Ariya schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht mutig. Ich bin nur nicht blind.“

Sie blieb eine Weile, sprach mit den Menschen, beruhigte sie, gab ihnen Anweisungen, half ihnen, sich zu organisieren. Dann brach sie wieder auf.

Der Schnee wurde dichter.
Der Wind stärker.
Die Berge dunkler.

Doch Ariya ging weiter.
Allein.
Furchtlos.
Entschlossen.

Denn sie wusste:
Wenn sie nicht ging, würde niemand gehen.
Wenn sie nicht warnte, würde niemand warnen.
Wenn sie nicht mutig war, würde niemand mutig sein.

Und irgendwo tief in ihrem Inneren wusste sie auch:
Der wahre Kampf hatte noch nicht einmal begonnen.

45

12 - Das Dorf, das standhielt

Der Schnee fiel dichter, als Ariya das dritte Dorf erreichte. Die Häuser standen eng beieinander, als wollten sie sich gegenseitig wärmen. Doch die Luft war kalt, und die Menschen noch kälter vor Sorge. Als Ariya durch die schmale Gasse ging, öffneten sich Türen nur einen Spalt breit, Augen blickten heraus, verschwanden wieder.

Sie klopfte an die Tür des Dorfältesten.
Ein alter Mann mit einem weißen Bart öffnete, sein Blick misstrauisch, bis er Ariya erkannte.

„Du... du bist das Mädchen aus den Bergen“, sagte er leise.
„Komm rein.“

Drinne brannte ein kleines Feuer. Eine Frau bereitete Tee zu, ihre Hände zitterten leicht. Zwei Kinder saßen in der Ecke, still wie Steine.

Ariya setzte sich und sprach ohne Umschweife.

„Die Soldaten sind unterwegs. Sie werden bald hier sein. Sie suchen nach uns. Und sie werden euch unter Druck setzen.“

Der Alte seufzte schwer.

„Wir haben nichts getan“, sagte er.
„Wir wollen nur leben.“

Ariya nickte.

„Ich weiß. Aber für sie reicht das nicht. Sie wollen, dass ihr uns verrätet. Dass ihr Angst habt. Dass ihr euch gegenseitig misstraut.“

46

Die Frau stellte den Tee vor Ariya ab.
„Was sollen wir tun?“

Ariya sah sie an, und ihre Stimme wurde weich, aber fest.

„Ihr müsst zusammenhalten. Niemand darf allein sein. Wenn sie Fragen stellen, antwortet gemeinsam. Wenn sie drohen, bleibt ruhig. Und wenn sie euch zwingen wollen, uns zu verraten — sagt ihnen, dass ihr uns nicht kennt. Dass wir nicht hier waren.“

Der Alte nickte langsam.

„Du sprichst wie jemand, der mehr gesehen hat als sein Alter erlaubt.“

Ariya lächelte leicht.

„Ich habe nur gelernt, nicht blind zu sein.“

Sie blieb eine Weile, sprach mit den Menschen, beruhigte sie, gab ihnen Anweisungen.

Dann brach sie wieder auf.

Doch kaum hatte sie das Dorf verlassen, hörte sie etwas, das ihr Herz schneller schlagen ließ:

Stimmen.

Befehle.

Das metallische Klirren von Gewehren.

47

Die Soldaten.

Sie duckte sich hinter einen Felsen und beobachtete, wie eine Gruppe von zehn Männern den Hang hinaufstieg.

Ihre Schritte waren schwer, ihre Gesichter angespannt.

Sie kannten das Gelände nicht.

Sie kannten die Menschen nicht.

Sie kannten nur ihre Befehle.

„Das Dorf durchsuchen“, sagte der Offizier.

„Niemand geht rein oder raus.“

Ariya wusste, dass sie handeln musste.

Nicht mit Gewalt — sondern mit Geschwindigkeit.

Sie rannte den Hang hinauf, sprang über Steine, glitt über Schnee, als wäre sie selbst ein Teil der Berge.
Ihr Atem war ruhig, ihr Körper leicht, ihr Geist klar.

Sie erreichte das Dorf, bevor die Soldaten es taten.

„Sie kommen!“ rief sie.
„Alle ins Innere! Türen schließen! Niemand spricht allein mit ihnen!“

Die Menschen reagierten sofort.
Nicht aus Mut — sondern aus Vertrauen.

Als die Soldaten eintrafen, wirkte das Dorf still, aber nicht panisch.
Die Menschen standen zusammen, Schulter an Schulter, als wären sie ein einziger Körper.

48

Der Offizier trat vor.

„Wir suchen Banditen“, sagte er.
„Wir wissen, dass sie hier waren.“

Der Dorfälteste trat vor, seine Stimme ruhig.

„Hier war niemand.“

„Lügen!“ fauchte der Offizier.

Doch die Menschen blieben still.
Keiner wich zurück.
Keiner senkte den Blick.

Ariya beobachtete alles aus der Ferne, verborgen hinter einem Stall.

Sie sah die Spannung, die Angst, die Gefahr.

Aber sie sah auch etwas anderes:

Würde.

Die Soldaten durchsuchten das Dorf, fanden nichts, wurden unruhig, frustriert.

Der Offizier knirschte mit den Zähnen.

„Sie schützen diese Banditen“, sagte er.

„Wir kommen wieder.“

Dann zogen sie ab.

Erst als ihre Schritte verklangen, atmete das Dorf auf.

Frauen weinten leise.

Männer sanken auf die Knie.

Kinder klammerten sich an ihre Mütter.

Ariya trat aus ihrem Versteck.

Die Menschen sahen sie an, als wäre sie aus dem Nebel selbst hervorgetreten.

Der Alte trat zu ihr.

„Du hast uns gerettet“, sagte er.

Ariya schüttelte den Kopf.

„Nein. Ihr habt euch selbst gerettet. Ich habe euch nur gezeigt, dass ihr es könnt.“

Die Menschen sahen sie an, und in ihren Augen lag etwas
Neues:
Nicht nur Angst.
Nicht nur Sorge.
Sondern Respekt.
Und ein Funken Mut.

Ariya wusste, dass dies erst der Anfang war.
Die Soldaten würden wiederkommen.
Die Berge würden Zeugen von Dingen werden, die niemand
wollte.

Aber sie wusste auch:
Solange die Menschen zusammenhielten, gab es Hoffnung.

Und solange Ariya ging, gab es einen Weg.

50

13 - Zeichen in den Bergen

Der Schnee hatte aufgehört, aber die Kälte blieb. Sie lag wie ein unsichtbares Gewicht über den Bergen, schwer und unbeweglich. Ariya war seit Stunden unterwegs, ihre Schritte sicher, ihr Atem ruhig. Sie wusste, dass die Soldaten nicht weit waren. Sie wusste auch, dass die Dörfer keine Zeit hatten.

Als sie die Hütte erreichte, in der die Studenten sich treffen wollten, war sie leer.
Nur das verkohlte Holz im Ofen verriet, dass sie erst vor kurzem dort gewesen waren.
Ariya kniete sich hin, berührte die Asche.
Noch warm.

Sie standen unter Druck.
Sie mussten sich bewegt haben.
Und sie mussten Angst gehabt haben.

Doch Ariya blieb ruhig.
Sie setzte sich auf einen Stein, schloss die Augen und
lauschte.
Der Wind trug Geräusche mit sich — nicht klar, aber genug,
um eine Richtung zu erkennen.

Sie folgte ihnen.

Nach einer halben Stunde fand sie die Gruppe.
Sie hatten sich in einer Senke versteckt, zwischen Felsen, die
wie gebrochene Zähne aus dem Boden ragten.
Als sie Ariya sahen, standen sie sofort auf.

51

„Ariya!“, rief einer.
„Wir dachten, du wärst...“

„Ich bin hier“, sagte sie ruhig.
„Was ist passiert?“

Die Gesichter der Studenten waren angespannt.
Einer der Radikalen trat vor.

„Die Soldaten waren im westlichen Dorf. Sie haben Fragen
gestellt. Sie haben gedroht. Sie haben gesagt, dass sie
wiederkommen — mit mehr Männern.“

Ariya nickte.
Sie hatte es erwartet.

„Und die Menschen?“ fragte sie.

„Sie haben geschwiegen“, sagte ein anderer.
„Sie haben uns nicht verraten.“

Ariya schloss kurz die Augen.
Ein stiller Dank.

Doch dann hob sie den Kopf.

„Das bedeutet, dass die Soldaten härter vorgehen werden. Sie werden Druck machen. Sie werden versuchen, die Dörfer zu brechen.“

„Was sollen wir tun?“ fragte einer der Jüngeren.
Seine Stimme zitterte leicht.

Ariya sah ihn an, und ihre Stimme war ruhig wie Wasser.

52

„Wir müssen ihnen zuvorkommen. Wir müssen die Dörfer warnen, bevor die Soldaten sie erreichen. Wir müssen ihnen sagen, wie sie sich verhalten sollen. Und wir müssen ihnen zeigen, dass sie nicht allein sind.“

Einer der Radikalen schnaubte.

„Warnen, warnen, warnen — das reicht nicht! Wir müssen handeln! Wir müssen ihnen zeigen, dass wir nicht weglaufen!“

Ariya trat einen Schritt auf ihn zu.
Nicht aggressiv, sondern klar.

„Und was willst du tun?“, fragte sie.
„Gegen zwanzig Soldaten kämpfen? Gegen fünfzig? Gegen hundert? Mit was? Mit Mut? Mit Wut?“

Der Radikale schwieg.
Seine Hände zitterten leicht.

Ariya fuhr fort, ihre Stimme leise, aber scharf wie ein
Messer.

„Wenn wir kämpfen, verlieren wir. Wenn wir blind handeln,
verlieren wir. Wenn wir uns von ihrer Gewalt anstecken
lassen, verlieren wir. Aber wenn wir klug sind — wenn wir
schneller sind — wenn wir zusammenhalten — dann haben
wir eine Chance.“

Die Gruppe schwieg.
Nicht aus Angst — sondern aus Erkenntnis.

Ariya setzte sich auf einen Felsen, zog die Knie an und sah in
die Ferne.

53

„Ich habe ihre Pläne gesehen“, sagte sie.
„Sie wollen die Dörfer gegeneinander aufhetzen. Sie wollen,
dass die Menschen uns fürchten. Sie wollen, dass wir isoliert
sind.“

„Und wie verhindern wir das?“ fragte einer.

Ariya sah ihn an.

„Indem wir ihnen zeigen, dass wir nicht ihre Feinde sind.
Indem wir ihnen helfen. Indem wir ihnen zuhören. Indem wir
da sind, bevor die Soldaten kommen.“

Ein anderer nickte langsam.

„Du meinst... wir müssen schneller sein als sie.“

„Ja“, sagte Ariya.

„Wir müssen überall sein, wo sie nicht sind. Wir müssen wissen, was sie tun, bevor sie es tun. Wir müssen die Berge nutzen — sie sind unser Verbündeter.“

Die Studenten sahen sie an, und in ihren Augen lag etwas Neues:

Nicht nur Respekt.

Nicht nur Vertrauen.

Sondern die Erkenntnis, dass Ariya mehr war als eine Mitstreiterin.

Sie war ihre Führung.

Nicht durch Macht.

Nicht durch Lautstärke.

Sondern durch Klarheit.

54

„Wir teilen uns wieder auf“, sagte Ariya.

„Aber diesmal bleiben wir in Kontakt. Jeder von euch hinterlässt Zeichen an den alten Bäumen. Drei Striche — sicher. Zwei Striche — Gefahr. Ein Strich — sofort verschwinden.“

Die Studenten nickten.

Es war ein System, das nur die Berge kannten.

Nur die, die hier geboren waren.

„Und du?“, fragte einer.

Ariya stand auf.

Ihr Blick war ruhig, aber entschlossen.

„Ich gehe dorthin, wo sie am stärksten suchen werden.“

„Allein?“

Ariya lächelte leicht.

„Ich bin schneller allein.“

Die Gruppe schwieg.

Nicht aus Zweifel — sondern aus Bewunderung.

Ariya zog ihr Tuch fester um den Kopf, trat einen Schritt zurück und sagte:

„Wir sehen uns wieder. Und wenn nicht — dann geht weiter. Egal was passiert.“

Dann verschwand sie zwischen den Felsen, lautlos wie ein Schatten.

55

Die Studenten sahen ihr nach.

Und einer von ihnen sagte leise:

„Sie ist mutiger als wir alle.“

Der Älteste antwortete:

„Nein. Sie ist nur klarer. Und Klarheit ist der größte Mut.“

14 – Die Karte der Wunden

Seit Wochen schon trafen sich die Studenten nach Einbruch der Dunkelheit in einem verlassenen Speicher am Rand von Dersim – ein altes Steingebäude, das früher Getreide geschützt hatte und nun Wissen verbarg, das man nicht lehren durfte. Der Ort war von Tekoşîn organisiert worden, einer Gruppe im Untergrund, deren Name „Kampf“ und „Widerstand“ bedeutete. Die Studenten hatten erst vor Kurzem erfahren, dass Tekoşîn nicht nur ein Gerücht war, sondern ein Netzwerk von Menschen, die heimlich unterrichteten, weil die Wahrheit sonst keinen Platz fand.

Tekoşîn kannte die Pfade, die niemand kontrollierte, und die Menschen, die Türen öffneten, wenn die Welt draußen zu laut wurde. So war dieser Speicher zu einem Klassenzimmer geworden – einem Ort, an dem man flüsterte, was man anderswo nicht einmal denken durfte. 56

An diesem Abend war es stiller als sonst.

Der Schnee dämpfte jedes Geräusch, selbst die Schritte der Soldaten, die unten im Tal patrouillierten. Drinnen brannte nur eine Petroleumlampe. Ihr Licht war schwach, aber warm, und es reichte, um die Gesichter der Studenten zu erhellen – junge Gesichter, die in diesen Nächten älter wurden.

Die Frau, die Tekoşîn zu ihnen geschickt hatte, wartete bereits. Niemand wusste genau, wer sie war. Manche sagten, sie sei Lehrerin gewesen, bevor man ihr das Unterrichten verboten hatte. Andere behaupteten, sie habe in den Bergen gelebt, lange genug, um zu wissen, was in keinem Schulbuch

stand. Sie stellte sich nie vor. Sie sprach nur, wenn es nötig war.

Auf dem Boden lag eine Karte.

Vergilbt.

An den Rändern eingerissen.

Ein Stück Papier, das mehr erlebt hatte als jeder von ihnen.

„Setzt euch“, sagte sie leise.

Die Studenten bildeten einen Kreis. Der Unterricht an der Universität war längst vorbei, doch hier begann er erst. Die Frau kniete sich neben die Karte und strich mit den Fingerspitzen über das Papier, als würde sie eine alte Narbe freilegen.

„Das ist Kurdistan“, sagte sie. „Nicht das, was man euch in der Schule gezeigt hat. Das hier.“

57

Sie deutete auf die Linien, die sich wie Schnitte durch die Berge zogen:

Syrien. Irak. Iran. Türkei und Aserbaidshan.

Grenzen, die andere gezogen hatten.

Grenzen, die sie trennten.

„Wir sind ein Volk“, sagte sie. „Aber wir leben in fünf Teilen. Jeder Teil kämpft ums Überleben.“

Die Studenten schwiegen. Manche sahen zum ersten Mal, wie groß ihr Land war. Wie klein man sie gemacht hatte.

Ariya spürte, wie etwas in ihr aufbrach – ein Schmerz, der nicht neu war, nur endlich sichtbar. Ein Schmerz, der älter war als sie, älter als ihre Eltern, älter als die Karte selbst.

„Warum hat uns das niemand gesagt?“, fragte einer.

Die Frau lächelte traurig.

„Weil Wissen gefährlich ist. Und weil ein Volk, das weiß, wer es ist, nicht mehr gehorcht.“

Draußen fiel der Schnee weiter, lautlos, geduldig.

Draußen begann etwas, das sich nicht mehr aufhalten ließ.

15 – Ein Weg ohne Rückkehr

Am nächsten Morgen war die Luft klar, scharf wie ein Messer. Die Studenten standen vor der Hütte, jeder mit seinen Gedanken allein. Die Karte lag noch immer auf dem Tisch, als hätte sie gewartet.

58

Ariya trat hinaus, die Hände in den Taschen, den Blick auf die Berge gerichtet. Sie wusste, dass etwas in ihr sich verändert hatte. Nicht plötzlich, sondern wie ein Feuer, das langsam, aber unaufhaltsam wächst.

Die Frau von Tekoşîn trat zu ihnen. „Ihr habt jetzt gesehen, was man euch verschwiegen hat. Aber Wissen allein reicht nicht. Ihr müsst entscheiden, was ihr damit macht.“

Niemand antwortete. Doch in ihren Gesichtern lag dieselbe Mischung aus Angst und Klarheit.

„Es wird nicht leicht“, sagte sie. „Ihr werdet Freunde verlieren. Familien. Vielleicht euer Leben. Aber wenn ihr nichts tut, verliert ihr alles.“

Ariya sah zu ihren Freunden. Manche zitterten. Manche standen fest wie Felsen. Und doch wusste sie: Sie fühlten alle dasselbe.

„Ich gehe“, sagte Ariya. Ihre Stimme war ruhig, fast zu ruhig. „Ich kann nicht mehr so tun, als wüsste ich nichts.“

Einer nach dem anderen nickten die anderen. Nicht laut, nicht heroisch. Nur ein stilles Einverständnis, das schwerer wog als jedes Versprechen.

Die Frau von Tekošîn sah sie lange an. „Dann beginnt euer Weg heute.“

Und so fiel die Entscheidung — nicht in einem Moment des Zorns, sondern in einem Moment der Wahrheit. Ein Schritt, der sie aus ihrem alten Leben löste und in ein neues führte, das sie noch nicht begreifen konnten.

59

16 - Ein Teil von etwas Größerem

Als Ariya und die Studenten sich erneut in der Senke versammelten, lag eine Schwere in der Luft, die nicht von der Kälte kam. Es war die Schwere eines Wissens, das nicht mehr rückgängig zu machen war. Die Berge standen still, als lauschten sie selbst auf das, was nun gesagt werden musste.

Ariya trat in die Mitte der Gruppe. Sie wirkte nicht größer als sonst, nicht lauter, nicht härter. Aber etwas in ihrer Haltung hatte sich verändert.

Sie stand da wie jemand, der die Welt gesehen hatte — und nun wusste, dass sie größer war als jeder einzelne von ihnen.

„Wir müssen entscheiden, wer wir sind“, begann sie.

Ihre Stimme war ruhig, aber sie trug weit.

„Wir haben für Dersim gekämpft. Für unsere Dörfer. Für unsere Sprache. Aber jetzt wissen wir, dass unser Kampf Teil eines größeren Ganzen ist.“

Die Studenten hörten zu, schweigend, ernst.

Keiner wagte, sie zu unterbrechen.

Tekoşîn, eine kurdische Bewegung, die für die Freiheit, Einheit und Unabhängigkeit Kurdistans kämpft, hat uns gezeigt, dass Kurdistan nicht nur ein Wort ist. Es ist ein Land. Ein Volk. Ein geteilter Körper, der seit Generationen versucht, wieder ganz und voll unabhängig zu werden.“ Sie sah in die Runde, und ihre Augen blieben an jedem einzelnen Gesicht hängen. „Wir waren jung und dumm“, sagte sie. „Wir dachten, die Welt endet an unseren Bergen. Aber die Welt beginnt dort.“

60

Ein leises Murmeln ging durch die Gruppe.

Nicht aus Zweifel — sondern aus Erschütterung.

Der Älteste trat vor.

„Und was sollen wir tun, Ariya?“

Ariya atmete tief ein.

„Wir müssen weiterkämpfen. Aber nicht blind. Nicht nur für uns. Wir müssen Teil von etwas Größerem werden.

Nicht nur Autonomie — sondern Freiheit.

Nicht nur für Dersim — sondern für Kurdistan.“

Die Radikalen sahen sich an.
Ihre Wut war noch da, aber sie hatte eine neue Richtung bekommen.
Eine Richtung, die größer war als Rache.

„Und wie?“, fragte einer.
„Wir sind wenige. Wir haben kaum Waffen. Wir haben nur Worte.“

Ariya lächelte leicht.

„Worte sind stärker als ihr denkt.
Worte bewegen Menschen.
Menschen bewegen Berge.
Und Berge bewegen Geschichte.“

Sie kniete sich hin und zeichnete erneut die Linien in den Schnee — die Berge, die Täler, die Flüsse.
Die Karte, die sie gesehen hatte, lebte nun in ihren Händen.

„Wir werden nicht heute gewinnen.
Nicht morgen.
Vielleicht nicht einmal in unserem Leben.
Aber wir können etwas beginnen.
Etwas, das größer ist als wir.“

Die Studenten sahen sie an, und in ihren Augen lag etwas Neues:
Reife.
Verantwortung.
Ein stiller Schwur.

„Wir werden die Dörfer schützen“, sagte Ariya.
„Wir werden die Menschen warnen.“

Wir werden Wissen verbreiten.
Wir werden uns vernetzen.
Und wenn die Zeit kommt — werden wir bereit sein.“

Der Wind wehte über die Senke, und der Schnee glitzerte im fahlen Licht.

Es war, als würde die Natur selbst zuhören.

Ariya stand auf.

„Dies ist nicht das Ende“, sagte sie.

„Es ist der Anfang.“

Die Studenten nickten.

Nicht aus Pflicht — sondern aus Überzeugung.

Sie wussten, dass ihr Weg gefährlich war.

Dass sie verfolgt werden würden.

Dass sie Fehler machen würden.

Dass sie verlieren könnten.

Aber sie wussten auch:

Sie waren nicht mehr allein.

Nicht mehr blind.

Nicht mehr klein.

Ariya sah in die Berge, die sich wie dunkle Wächter über ihnen erhoben.

„Kommt“, sagte sie.

„Wir haben Arbeit.“

Und so gingen sie los —
nicht als verstreute Jugendliche,

nicht als Banditen,
nicht als verlorene Seelen,
sondern als Teil eines Volkes, das begann, sich selbst zu
erkennen.

Die Berge nahmen sie auf.
Der Schnee verschluckte ihre Spuren.
Und irgendwo tief in der Erde begann etwas zu wachsen, das
nicht mehr aufzuhalten war.

17- Die ersten Schritte als Peschmerga

Ariya und ihre Gruppe schlossen sich der Organisation Tekoşîn an. Die ersten Tage waren ein Schweigen, ein vorsichtiges Tasten in eine neue Welt. Männer und Frauen bewegten sich zwischen den Felsen wie Schatten, entschlossen, wachsam, gezeichnet von Jahren im Untergrund. Niemand stellte Fragen. Jeder wusste, warum die anderen hier waren.

63

Am dritten Morgen erhielten sie ihre Ausrüstung. Ein alter Kämpfer legte Ariya die Kleidung der Peschmerga in die Hände, das grobe Gewebe, den erdigen Geruch, die kurdische Flagge auf dem Arm — rot, grün, weiß, mit der Sonne in der Mitte. Sie strich mit den Fingern darüber, als würde sie zum ersten Mal etwas berühren, das ihr schon immer gehört hatte.

„Von jetzt an seid ihr nicht mehr nur Studenten“, sagte der Mann. „Ihr seid Teil eines Volkes, das sich weigert zu verschwinden.“

Dann reichte er ihnen die Kalaschnikow AKM. Das Metall war kalt, schwer, fremd und doch vertraut, als hätte es auf sie gewartet. Ariya spürte, wie sich etwas in ihr verschob — nicht Mut, nicht Angst, sondern ein stilles, hartes Wissen: Es gab keinen Weg zurück.

Die Tage danach waren ein einziger Strom aus Training, Märschen, Kartenstudien und Gesprächen im Flüsterton. Tekoşîn bereitete sie nicht nur auf den Kampf vor, sondern auf ein Bewusstsein. Sie lernten, wo Kurdistan begann und wo es zerrissen worden war. Sie lernten die Namen der Städte, die ihnen nie beigebracht worden waren, die Geschichten der Berge, die Grenzen, die andere gezogen hatten.

Nachts, wenn das Feuer klein brannte und der Wind durch die Schluchten strich, hörten sie den älteren Kämpfern zu. Von Kolonialisten sprachen sie, von verlorenen Dörfern, von Sprachen, die man ihnen verbieten wollte. Ariya hörte zu, und jedes Wort grub sich tiefer in sie hinein.

Eines Abends stand sie auf einem Felsvorsprung. Unter ihr lag das Tal, schwarz und weit, nur die Sterne funkelten wie verstreute Funken eines alten Feuers. Hinter ihr trat einer aus ihrer Gruppe, leise.

„Glaubst du, wir sind bereit?“, fragte er.

Ariya antwortete nicht sofort. Sie sah in die Dunkelheit, in der irgendwo die Straßen der Besatzer verliefen, die Kasernen, die Kontrollpunkte, die Stimmen, die ihnen sagten, wer sie zu sein hatten.

„Bereit?“, sagte sie schließlich. „Vielleicht nicht. Aber wir gehen trotzdem.“

Und so nahm der Kampf gegen die Kolonialisten Fahrt auf — nicht mit einem großen Knall, sondern mit einem Schritt, dann noch einem, und dem Wissen, dass jeder Schritt ein Stück ihres Landes zurückforderte.

Epilog

Viele Jahre später erzählte man in den Dörfern von einem Winter, in dem die Berge selbst zu sprechen schienen. Von einer Gruppe junger Menschen, die keine Waffen hatten, aber Mut.

Von einer Zeit, in der die Angst groß war — und die Hoffnung klein.

Und von einem Mädchen namens Ariya, das keine Angst kannte.

Man sagte, sie sei klug gewesen wie ein alter Weiser, tapfer wie ein Krieger, ruhig wie ein stiller See.

Man sagte, sie habe die Berge verstanden.
Und die Menschen.
Und die Geschichte.

Man sagte, sie habe etwas begonnen, das größer war als sie selbst.

Und manche sagten sogar,
dass die Freiheit eines Tages ihren Namen tragen würde.

Nachwort

Diese Geschichte erzählt nicht von Siegern oder Besiegten.
Nicht von Helden oder Feinden.

Sondern von Menschen, die in einer Zeit der Finsternis
versuchten, Licht zu finden.

Von Jugendlichen, die zu früh erwachsen wurden.

Von Dörfern, die zwischen Fronten zerrieben wurden.

Von einem Volk, das lernen musste, sich selbst zu sehen.

Und von Ariya —

die uns daran erinnert,

dass Mut nicht bedeutet, keine Angst zu haben,

sondern zu handeln, obwohl die Angst mitgeht.

Dies ist kein Ende.

Es ist ein Echo.

Ein Flüstern aus den Bergen.

Ein Funke, der weitergegeben wird.

Solange jemand diese Geschichte liest,

lebt Ariyas Weg weiter.

66

©ALAN LEZAN ... 12.02.2026
©ALAN LEZAN ... 15.05.2026

Das Foto des Buchcovers stammt aus sozialen Medien, und obwohl mir die Urheberin oder der Urheber unbekannt ist, habe ich es dort verewigt – als Ausdruck meiner Wertschätzung.